

Dankrede zur Verleihung des Schillerrings

Ehrungen heben heraus. Und sie regen dazu an, über sich nachzudenken. Bist du wirklich der, der da gemeint ist? Wie kommst du dir vor? Spürst du überhaupt noch den Boden unter den Füßen? Was alles geht einem aber erst durch den Kopf, wenn es um einen so hochgesetzten Preis wie diesen geht, der mir heute in Gestalt eines Ringes angesteckt wurde? Ich erschrecke vor mir selbst. Wie leicht kann man mit einer solchen Bemerkung der Camouflage obliegen? Wieder eine Rede, schoß es mir durch den Kopf. Was sagt man, wenn man es nicht bei einem vorgestanzten Satz bewenden lassen möchte, sondern diesen einen Satz zu paraphrasieren sucht? Einzig und allein in der Absicht, sich auf diese weitschweifigere Weise vielleicht etwas glaubhafter artikulieren zu können als Dankender.

In den letzten Jahren drängte sich mir immer wieder, immer deutlicher die gewißheitsnahe Vorstellung auf, das unverschämte Glück gehabt zu haben, durch eine gute Lebensschule gegangen zu sein. Dafür bin ich denen, die mich auf den Weg gebracht haben, die mich auf diesem Weg ein Stück begleiteten oder ihn kreuzten, dankbar. Als ich vor Monaten im großen Saal des Alten Rathauses zu Leipzig saß, um dort Ludvík Kundera aus Kunštát bei Brno zu ehren, sah ich vor dem inneren Auge einen Film im Zeitraffer ablaufen. Wie abschreckend weltfremd nahm ich mich doch aus, als ich 1957 in Leipzig ein ganz anderes Leben begann, das ein blankes Kontrastprogramm zum Vorher war. In einem Nachholverfahren, zu dem mir einer eindringlich, fast befehlend zugeredet hatte, von dem ich heute weiß, wie ungemein mich dieser sieben Jahre währende Aufenthalt studienhalber bereichert und geprägt, regelrecht umgekrempt hat. Auch wenn das Studium reichlich perforiert wurde durch angebotene Arbeitseinsätze in der Landwirtschaft, auf dem Bau und in der Industrie. Nicht zuletzt verhalf mir der krasse biographische Schnitt, Distanz zu meiner Herkunft, zu meiner Landschaft zu gewinnen. Also die Fähigkeit, seine Welt dank neuer Einsichten und aus der eingelegten Entfernung kritisch sehen zu können, von außen gewissermaßen. Auch der wohl beglückendste aller Zufälle in meiner mäanderhaften Schlingerbiographie zählt für mich rückblickend zu dieser Lebensschule in einem Stufenprogramm. Ich meine den großen Zufall, von einem Verlag als Lektor angenommen worden zu sein. Paul Heyse, zu dessen Novellen mir ein Gutachten abverlangt wurde, und Wilhelm Raabe, der ein Wort für mich einlegte, als er in Braunschweig in Rede stand, sei gedankt. Ebenjenes Metier hatte mir 1957 als Perspektive vorgeschwebt. Oskar Loerke und Paul Mayer als Vorbild-Gestalten vor Augen. Ich war ausgezogen, etwas anderes zu vollbringen, als jeden Monat Bilanzsicherheit unter Beweis zu stellen oder mich unentwegt als Experte für die Klärung von Inventurfehlbeträgen zu beweisen, wie sie in den Verkaufsstellen der Konsumgenossenschaft Coswig allzu häufig auftraten.

Das Rüstzeug für die Lebensbewältigung und den Grundstock der Weltbetrachtung bildete zunächst so etwas wie eine anarchisch fundierte bäurisch-plebejische Lebensphilosophie, die nie von Henri Bergsons élan vital vernommen hatte: Beharrungsvermögen und die dafür erforderliche Zähigkeit, Eigenschaften, die nur darauf abzielten, durchzukommen. Wer überleben will, muß widerstehen. Zu den existentiellen Elementarbauteilen gehörte ein trotziger Widerspruch, in den sich notgedrungen einmischte, was gemeinhin mehr oder weniger abschätzig Bauernschläue genannt wird. Das meint eine Skala von Verstellungskünsten, zu denen zuvörderst gehört, sich glaubhaft dumm zu stellen und eben nicht für dumm verkaufen zu lassen. Wie anders wäre es den Landleuten, mir und meinesgleichen, über die Jahrhunderte gelungen, sich zu behaupten in landverheerenden Kriegszeiten und sonstigen

repressiven Phasen ihrer langen Geschichte, wie sie bis in meine Lebenszeit hineinreicht? Davon sind Prägungen geblieben, die nicht abzuschütteln waren. Gut zu wissen, woher man kommt und auf welchen Misthaufen man gabelschwingend getreten ist. Nicht immer aus freien Stücken und frohen Herzens, Wie heißt es doch bei Hölderlin:

Tritt auf dein Elend und du stehst höher.

So hat mich meine dörfliche Herkunft mit ihren sinnlich wahrnehmbaren und handgreiflich-faßbaren sozialen Prägestempeln samt ihren subtilen hierarchischen Abstufungen zwischen Himmel und Erde mit dem Privileg eines eingefleischten Mißtrauens ausgestattet, das mich zum Hagiographen von Weltordnungen, in die ich hineingeboren wurde, nicht prädestinierte. Als der Ausbruch nach mancherlei ungeschickten Anläufen gelang, waren die empfangenen, gespeicherten Eindrücke und davon abgeleiteten Wertvorstellungen so stark verankert, daß sie mit dem Erlebnisreservoir eine Basis bildeten, auf die zu bauen war, von der aus geformt werden konnte. Nach dem Studium in Lebensumstände versetzt, die mir zu einem Schock verhalfen, sah ich mich quasi über Nacht in der Lage, Gedichte anderer Art als bislang zu schreiben. Ein Programm war gefunden, das mich in die Pflicht nahm, mich selbst auszuforschen. Fortan trug mich eine Grundkonstellation, von der nicht mehr abgewichen wurde. Die Trennung von Staat und Land, als wäre es um die von mein und dein gegangen. Dieser Trennstrich erwies sich als produktive Fiktion. Ich sah meinen Landstrich – die Polen sagen dafür „kleine Heimat“ – in eine lange wechselvolle Geschichte getaucht, gebettet, von ihr infiltriert. Und das, was dem Land und damit auch mir widerfuhr, das Politische, das auch den hintersten Winkel nicht ausließ, war nur eine Komponente unter anderen, die mich Teil dieses von mir zur Landschaft erhobenen Geflechts sein ließen. Ich lebte in das Gefühl hinein, von der mir zugemessenen, also mir gehörenden Landschaft gehalten und getragen zu werden dank so vieler Generationen vor mir, die sich im Dunkel der Geschichte verloren haben. Aber dennoch existent waren auf kleinem Raum. Das, was ich als Welt wahrgenommen hatte, das mir zugewiesene kleine Stück, war mir wie ein Kleidungsstück verpaßt worden. Als ob mir eingblasen worden wäre, aus der Not eine Tugend zu machen, wurde das Segment Welt, auf dem ich mich auskannte, das ich abzuschreiten, zu übersehen vermochte, ausgeforscht. Ich empfand es als Glück, einen Erdfleck zu besitzen, der noch nicht weggedichtet worden war. Neuland im Sinne von Walt Whitman. Was ich artikulierte, war ein Sich-Einschreiben. Die gesteigerte Szene, auf die alles hinauslief beim Prozeß der Wortfindung und Sprachgebung, konnte nur als Überhebung geschehen, als tatsächliche, nicht virtuelle Landnahme in Sprache, das einzige, was mir real gehörte. Existierte denn überhaupt etwas außerhalb des fixierten Textes? Wer nichts besitzt, besitzt alles. Hatte das vielleicht Rainer Maria Rilke gemeint mit dem aus Marxistenmund so eifrig geschmähten Wort von der Armut, die Reichtum von innen sei? Diese Form ideeller Aneignung begriff ich als einen befreienden, das Lebensgefühl steigernden Aufarbeitungsprozeß, in dem und aus dem ich mich selbst herausschrieb. Aus dem Dreck heraus, Erdreich genannt, mit dem ich reichlich Bekanntschaft geschlossen hatte.

Je stärker mich während des Studiums vornehmlich die linguistischen Fächer anstachelten, sprachkritisch denken zu lernen und Sprache späterhin beim Gestalten als Mittel der Kritik zu benutzen, indem ich bewußt Gegensprache schrieb, desto stärker wurde mein Mißtrauen gegenüber öffentlichen Verlautbarungen, auf die man eingeschworen werden sollte, und gegenüber formelhaften Texten, die gebetsmühlenartig heruntergeleiert wurden und wortgetreu wiederzukauen waren. Ein Weltgebäude, das nur mit einer Sprache

auszukommen schien, in der es vor immer rascher sich verschleißenden Euphemismen der Verheißung nur so wimmelte, wurde zu einem immer gespenstischer tönenden Hohlkörper. Der Zusammenhang und Zusammenklang von Schreiben und Denken wurde mir früh vermittelt. Einige der Nebenbemerkungen, mit denen Hans Mayer so gern improvisierend aus seinen Vorlesungstexten sprang und die ich für mich erst in Haupt-, später in Grundsätze umwandelte, haben mich darin entschieden bestärkt. Daran ließ und läßt sich jederzeit, auch über Brüche hinweg, Maß nehmen, werten und – verwerfen. Selbstbestimmung, die auf solche Erfahrungen, Gewißheiten baute, konnte deshalb nur mittels einer immanenten Querköpfigkeit erfahren werden. Dafür war ich prädisponiert. Dafür hatte ich Vorbilder wie den Maler Curt Querner, der das Quer schon nahezu aufreizend und gebieterisch in seinem Namen trug. Selbstdenken schloß Selbstfindung ein. Mit einer selbstgefundenen und selbst gesetzten Sprache ließ sich eine Gegenwelt aufmauern. Nicht aus der Welt heraus wie in dem Gedicht „Mauern“ von Konstantin Kafavis:

DIE MAUERN

*Ohne Behutsamkeit, ohne Trauer, schamlos
zog man um mich starke und hohe Mauern.*

*Jetzt sitz ich hier und verzweifle darin –
dieses Unglück zerfrißt mein Gehirn,
an anderes vermag ich nicht zu denken.*

*Draußen hätt ich noch so viel zu erledigen.
Ach, warum hab ich nicht aufgepaßt,
als die Mauern errichtet wurden.*

*Weder hört ich den Lärm der Kellen
noch die Stimmen der Maurer.
Unmerklich mauerten sie mich aus der Welt heraus.*

(übersetzt von Jannis Chadschikonstantis, Peter Kraft und Wulf Kirsten)

Ob Johannes R. Becher dies auch unter Selbstgestaltung verstanden wissen wollte? Seine war nicht die meine. Mehr als ein Dezennium lang durfte ich auskosten, wie er sie umgesetzt hatte, als mir auferlegt war, seine vielbändige, um entscheidende expressionistische Gedichte eliminierte Werkausgabe zu betreuen, um die sich vor mir schon andere gemüht hatten. Das einzig brauchbare Material für den Bau dieser Gegenwelt, die ich als die meine ausgab, war die Sprache. Sie zwang den Jean-sans-terre zur Transformierung. In dem Charakterbild, das Hermann Kasack 1951 von Oskar Loerke entwarf, zitiert er mehrfach als Grundlegung dessen Satz:

Ich hatte mein Erleben heimzuleiten in die Form seiner Existenz durch Sprache.

Das klingt, als hätte Martin Heidegger hineingedacht. Was für mich dabei entscheidend ist, ich kann mich, so wie ich ihn verstehe, leicht darauf beziehen. Ich wollte meiner Existenz eine Sprache geben, die sich ausweist als eigentümlich,

als anders. Ich wollte weder Nachtreter noch Nachbeter sein. Was jedoch den Umgang mit vorgedachtem tradiertem Kontext nicht ausschließt. Aus dem Dunkel treten. Aufstehen aus dem Nichts. „Lebensgröße ein Staubkorn“. Stimme sein. Stimme erheben. Für andere mit. Da kann ich mich wiederum auf Loerke beziehen, auch wenn meine Stimmlosen nicht ungezählt viele sind, die Gleiches fühlen.

Mein Grundgestein war Granit, später wechselte ich auf Muschelkalk. Meine Erde, auf der ich mich zu tummeln hatte, war ein schwerer, lehmiger Ackerboden mit beträchtlichen Bodenwertzahlen. Bis zur Erfindung der Pfennigpfeifen (Drainageröhren) vor hundertzwanzig Jahren, die dann die Ernteerträge schlagartig verdoppelten, ein berüchtigtes Staunässegebiet. In die Fußstapfen meines Vaters, Steinmetz und ackerbautreibender Siedler auf Bodenreformland, wollte ich nicht treten. Aber eine Affinität zur Beschaffenheit seines Materials, zu einer aus dem Stein geschlagenen Maß- und Buchstabengerechtigkeit, mag durchaus vorhanden sein. Mir ist dies so oft eingeredet worden, daß ich es inzwischen fast mühelos zu glauben imstande bin.

Auf dem Wege zur Selbstfindung, einer mit Mühe verbundenen Wort- und Textierungsarbeit, mischte viel zu lange das Wechselspiel von Angst und Mut mit. Spielräume, die kampagneweise mal größer, mal kleiner gehalten wurden, galt es auszuloten, um sie tatsächlich nutzen zu können. In diesem Umfeld agierten Vorsicht, Rücksichtnahme wie diverse Spielarten von Mimikry. Ein Katalog von Beispielen für Selbstverleugnung, Zurücknahmen, Zurückhaltungen, Verzichten, Verstellungen wäre aufzulisten. Viel zu spät habe ich Ängste abgebaut. Dies beschleunigte sich erst, als ich die Erfahrung machte, wie rasch man auch als Mitläufer im Sumpf der Korruption versinkt, weil ein fauler Kompromiß unweigerlich den nächsten nach sich zieht. Wie der Staat mit seinen kritischen Bürgern umsprang, die das für beide Seiten ach so bequeme Stillhalteabkommen zu brechen wagten, habe ich aus familiärer Nähe und Anbetroffenheit erfahren. Und als ich mich infamer Anwerbung verweigerte, die darauf hinauslief, mit Moralgrundsätzen zu brechen, drehten die Organe den Spieß kurzerhand um und gaben sich, wie nachzulesen, die erdenklichste Mühe, mich in ihr Feindbildraster eines potentiellen Landesverrätters einzubasteln. Ich weiß bis an mein Lebensende von so vielen Lebensschicksalen allein aus meiner dörflichen Umgebung, die in Speziallagern oder im Gulag endeten, von Mitmenschen, die spurlos verschwunden sind, mitunter auf eine rachsüchtige Verleumdung hin.

Ich habe in diesem Raum bei anderer Gelegenheit über Horst Bienek gesprochen. Über einen „Bienek vor Bienek“, wie Wieland Schmied diesen Text apostrophierte. In Workuta, wohin man den jugendlichen Potsdamer Journalisten und angehenden Schriftsteller Horst Bienek deportiert hatte, endete das Leben des Schriftstellers und Journalisten Gustav Leuteritz. Als Mitarbeiter der *Täglichen Rundschau* hatte er Johannes R. Becher auf der abenteuerlichen Reise zu Gerhart Hauptmann nach Agnetendorf im Riesengebirge begleitet und bis 1948 regelmäßig publiziert. Mein Freund und Schriftstellerkollege Manfred Streubel (1932–1992), kaum älter als ich, hat die martialisch-barbarischen Drohungen, die ihm sein „Mentor“ Kurt Barthel 1956 auf dem *Fest junger Künstler* handgreiflich-gestenreich demonstrierte, nie vergessen und verwunden. Der drohenden Verhaftung ist er offensichtlich nur knapp entgangen. Sein von da herrührendes potenziertes Mißtrauen zerfraß ihn regelrecht. Er traute keinem. Am Ende sich selbst nicht mehr. Diese abgründigen biographischen Hintergründe, Beispiele der Inhumanität, denen ich leicht weitere hinzufügen könnte, bestimmten das Verhalten über die Jahre. Auch dann noch, als stalinistische Praktiken außer Gebrauch gekommen waren. Und wie viele blieben in dieser deformierenden Angst-Abhängigkeit für immer gefangen?

Der Aufbruch in den sechziger Jahren, wie er von jungen Schriftstellern in der DDR eingeleitet wurde, Aufbruch zu sich selbst, innerhalb der hermetisch abgeriegelten Grenzen und der einen Mauer als Welt-Raumteiler, war auch ein Ausbruch aus ebenjener verschleppten Angstpsychose, die mit der Doppelzüngigkeit und der Lüge in Personalunion lebte. So bestärkte auch mich jenes Selbstvertrauen, das sich in Nachdenklichkeit übte. Auch wenn oder gerade weil dies höheren Ortes verpönt war. Eine Nachdenklichkeit, genährt mit Kenntnissen des weltliterarischen Kontextes, die über zunehmende Skepsis gegenüber allen öffentlichen Verlautbarungen zu Kritik aus Gerechtigkeitsempfinden und einem starken Willen zur Wahrheitsfindung führte.

Das wiederum setzte ein ausgeprägtes Geschichtsbewußtsein voraus, das sich vornehmlich aus inoffiziellen Quellen speiste. Da Subjekt, das nur Objekt sein sollte, wurde sich seiner selbst gewahr und erkühnte sich, den Spieß umzudrehen und mit dem Staat umzuspringen. Ich hatte als Nische ein Land gefunden, das mit dem Staat eben nicht identisch war. Dieses Land ist mir geblieben, in Sprache aufbewahrt, während es in der Realität untergegangen ist. Aber ich bin auf diesem Territorium, auf dem sich meine von einer spät feudalistischen Weltordnung imprägnierte Kindheit abspielte, nicht stehengeblieben. Ein Endlosband, das sich selbsttätig fortzuschreiben trachtet. Ich will Sie nicht länger strapazieren und breche an dieser Stelle ab. Berge von Erinnerungen wälzen sich auf. Die Abrechnung mit sich selbst – ich denke dabei an mein großes Selbstbekenner-Vorbild Oskar Maria Graf – ist es nicht geworden. Aber vielleicht ein Brückenschlag auf dem Wege dahin?

Mein Dank gilt der Jury, die mir diese Auszeichnung zuerkannte, und allen Stiftungsverantwortlichen, die dieser altehrwürdigen Einrichtung Leben einhauchen und dafür sorgen, daß Ehrengaben, wie sie seit 1991 vergeben werden, und Preise in Gestalt eines hochdotierten Ringes möglich sind. Ich danke dafür, daß mir diese hohe Ehre zuteil wurde.

Wulf Kirsten, Dankrede zur Verleihung des *Schiller-Ringes*, *Ehrungen, Berichte, Dokumentationen 2002*, Deutsche Schillerstiftung von 1859, 2003